

Das Herz der Artischocke

VON JOSEF JOFFE

Eigentlich ist das gemeinsame Euro- Geld eine feine Idee: nie mehr Währungskrisen, Währungsverluste und Wechselkurs-Schwankungen, die dem einen die Exporte vermasseln, dem anderen aber zuschanzen. Noch feiner wären die Touristen dran. Wer heute mit einem Dollar in der Hand in Lissabon landet und dann die EU abklappert, hat nach der 15. Wechselstube nur noch den Gegenwert von 42 Cents in der Tasche.

Doch auch in Europa ist das Gute und Logische nicht immer identisch mit dem Möglichen und Machbaren. Das signalisieren uns in immer kürzeren Abständen die kleinen und großen Krisen auf dem Weg nach Europa, ganz gleich, ob sie - wie auf dem Gipfel von Mallorca - mit wohlwollender Geste weggeschoben werden. Es begann mit der Auslassung unseres Finanzministers, wonach die italienische Lira für die Währungsunion etwa so gut geeignet sei wie ein Armani-Anzug für den Grabenkampf. Woraufhin unser Kanzler die aufgeregten Italiener beruhigen mußte: Niemand werde ausgeschlossen; jeder darf, aber nicht gleich. Das aber ließ unseren Bundesbank-Präsidenten nicht ruhen. Wer darf, sagte er höflich, das werde die Bundesbank bestimmen - indem sie 'zu gegebener Zeit' mitteilen werde, wem im Lichte der 'Maastricht- Kriterien' die Weihen zuteil würden. Was den französischen Premier überhaupt nicht beruhigte; im Finanzblatt Les Echos ließ er mitteilen: 'Wer die Währungsunion nicht will, muß bloß den Ton verschärfen.' Voilà, M. Tietmeyer.

Den klügsten Kommentar hat dazu die Financial Times gegeben: 'Jetzt können sich die EU-Führer keine Illusionen mehr über das schiere Ausmaß der Herausforderung machen.' Dabei ist das Gerede über die Schulden und Defizite der Öffentlichen Hand (Disziplin!) über Zinsen (niedrig!) und Wechselkurse (stabil!) nur der Rauch. Das Feuer brennt ganz woanders. Es geht um den harten Kern der nationalen Souveränität und um die Fragen: Wer führt, wer folgt?

Diese Fragen stellen sich zur Zeit am heftigsten auf dem Gebiet der Währungsunion; sie gelten aber genauso für die beiden anderen Integrationssektoren, denen Maastricht ein 250-Seiten-Konvolut namens 'Vertrag über die Europäische Union' vom 7. Februar 1992 gewidmet hat: der gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik. Abgekürzt heißt diese 'GASP', was auf Englisch kein gutes Omen ist, bedeutet doch 'to gasp' soviel wie 'keuchen', 'nach Luft schnappen'.

GASP gibt es nicht, ebensowenig wie 'Schengenland', den Verbund jener europäischen Staaten, die ihre Innen-Grenzen so zu behandeln gedachten wie Amerika die zwischen Ohio und Michigan: ohne Zöllner und Polizisten. Schengenland ist abgebrannt, seitdem Frankreich unter dem Schock einer

endlosen Terrorwelle seine Grenzen abgeriegelt hat und wieder allein kontrolliert.

Was haben Währungsunion, GASP und Schengenland gemeinsam? Die traurige Antwort: Bei Geld, der Binnen-Sicherheit und der Außenpolitik hört die Freundschaft der Staaten auf. Währungsunion heißt: die klassischen Instrumente der Wirtschaftssteuerung aus der nationalen Hand zu geben, mit denen Regierungen Wahlen zu gewinnen trachten. Schengen heißt: die Kontrolle über die Grenzen aufgeben. GASP heißt: Andere dürfen (mit)bestimmen, wo und wie der einzelne Staat seine Truppen und seine Interessen einsetzt. Mithin geht es um den harten Kern der Souveränität, den kein Land wirklich knacken will. Deshalb testet Frankreich seine Bomben, deshalb wollen die Deutschen nicht nach Bosnien. Und deshalb werden Krisen wie der jüngste Streit ums Geld zur Routine.

Am besten läßt sich die europäische Integration mit dem Verzehr einer Artischocke vergleichen: Am Anfang ist der Prozeß einfach und schmackhaft; gefällig löst sich ein Blatt nach dem anderen. Doch dann kommt das kratzbürstige Herz: Entweder hört man auf, oder man nimmt ein Messer. Bloß: Die Europäer wollen weder das eine noch das andere. Sie wollen weiterintegrieren, aber nicht um den Preis ihrer Souveränität. Das ist der Kern aller Euro-Krisen.

Die Deutschen, zum Beispiel, goutieren allenfalls 'Artischocke à la Tietmeyer': eine Währungsunion nach deutscher Maßgabe und deutschem Wesen. Das wollen die Franzosen natürlich nicht, und die Engländer erst recht nicht. Deshalb ist auch Klein-Europa eine Illusion: Auch zu fünft oder sechst will sich keiner dem anderen unterwerfen. Wobei die Deutschen nicht glauben mögen, daß sie sich als Tugendwächter Europas in die Brust werfen können. Als sie die Vereinigung per Schuldenmacherei in Angriff nahmen, haben sie sich herzlich wenig um die Maastricht-Kriterien gekümmert.

Was folgt daraus für Europa? Jeder für sich, keiner für alle? Nein. Renationalisierung aller Politik, wie es sich neudeutsche Großmachtsträumer vorstellen? Auf keinen Fall; das wäre schlimm für Europa und schlimmer noch für die Deutschen. Gefährlich sind aber auch ehrgeizige Pläne wie Maastricht, die Enttäuschung und Zynismus gebären. Es gibt keinen großen Entwurf, dafür aber um so härtere Kärnerarbeit. Das heißt wie seit eh und je: Interessen nicht leugnen, sondern zusammenbinden - auch wenn der Kompromiß nur ein 'fauler' sei. Denn: Gemeinsame Interessen haben die Europäer zuhauf. Auf diesem Fundament läßt es sich trefflich bauen, auch wenn mancher Balken knirscht und das Richtfest noch lange nicht in Sicht ist.